

Prof. Dr. phil. Baldur Kirchner

„Das Dialogische als Lebensauftrag“

Antrittsvorlesung anlässlich der Berufung zum Honorarprofessor,
Hochschule Neu-Ulm, 15. Dezember 2011

Während nunmehr vierzig Jahren durfte ich in zahlreichen Begegnungen mit Menschen die Heterogenität von Persönlichkeitsstrukturen erfahren. In den Gesichtern meiner Gesprächspartnerinnen und Gesprächspartner tritt mir bis heute die Vielfalt der Lebensgesichter schlechthin entgegen. Sie spiegeln den Dualismus von Nähe und Distanz, von Abhängigsein und Autonomie, von Angst und Urvertrauen wider. Aus dem biographisch vielgestaltig Habituellen der einzelnen Persönlichkeiten aber – so kann ich resümierend sagen – scheint immer wieder eine gemeinsame Handlungsanweisung des Lebens auf: sich mit der dialogischen Gestaltung des Lebens zu beschäftigen, ja, das Leben als eine unabänderliche Erscheinungsform des Dialogischen zu betrachten. Dieses kontinuierliche Postulat hat mich bewogen, das Dialogische unseres Daseins als einen Lebensauftrag an den Einzelnen, als die Aufforderung zu einer notwendigen Reflexion über die Alltäglichkeit zu wählen.

Was meint nun das „Dialogische“ als Erscheinungsweise unseres Welt- und Lebensbezugs? Ich schaue zunächst einmal auf die ersten Lebenstage eines Neugeborenen. Die Säuglingsforschung hält eine überraschende Botschaft bereit, die wir als Wegbereitung zum Dialogischen hin begreifen dürfen. Sie sagt, daß die menschliche Persönlichkeit eine suchende Kreatur sei. Sie werde sich ihres Selbstbegriffens und ihres Selbstwertes vor allem dann bewußt, wenn sie diesen Urimpuls des Suchens wahrnehme und ihm den gebührenden Wert beimesse. In seinem bemerkenswerten Buch „Nein und Ja – Die Ursprünge der menschlichen Kommunikation“ äußert sich der österreichisch-amerikanische Psychoanalytiker René A. Spitz über den wohl entscheidenden Lebensauftrag, den unser Menschsein erhalten hat, über das Suchverhalten. Er sagt: „Unter den Aktivitäten des neugeborenen Kindes ist das Suchverhalten in mehrerer Hinsicht bemerkenswert. Alle anderen Aktivitäten sind bei Geburt noch unkoordiniert, zufällig, zeigen kein festes, vorhersagbares Gepräge. Selbst die Reaktionen und Reflexe sind noch unzuverlässig. Das ganze Verhalten im Sinne organisierter Verhaltensweisen ist noch nicht da, mit einer einzigen Ausnahme: dem Suchverhalten...Bemerkenswerterweise hat das Suchverhalten kein negatives Gegenstück; im Verhalten des neugeborenen Säuglings entspricht dem `Hinstreben` kein `Wegstreben`. Er zeigt keine Verhaltensweise, die eine negative Gerichtetheit oder Bahnung ausdrückt oder zeigt.“(1)

Im Suchgebaren der menschlichen Persönlichkeit vereinen sich das originär Selbstverständliche und dennoch wesenhaft Fürsorgliche zu einer Verbundenheit, die für ein künftig ganzheitliches Daseinsverständnis fundamental wird. Wir bleiben stets Suchende, mag sich ein Mensch in seiner inneren Zentriertheit auch noch so geborgen und heimisch fühlen. So machte sich ein Mönch auf, verließ seine Klosterzelle, um die Stelle zu suchen, an der sich Himmel und Erde berühren. Er wanderte durch viele Länder und Kulturen, befragte Menschen nach dem Ort, an dem sich Himmel und Erde berührten. Aber jeder, den er befragte, gab ihm zur Antwort, er solle stets nach Osten weitergehen. Das tat er auch. Nach vielen Jahren schließlich betrat er wieder heimische Gefilde und fand sich bald in seiner Klosterzelle wieder, die er des Suchens wegen verlassen hatte.

Er erkannte, dass der Ort, an dem sich Himmel und Erde berühren, in seinem Inneren liegt. Fortan widmete er sich in seiner Wesenstiefe einem wirklich kontemplativen Leben.

Warum besitzt nun gerade das Suchende im Menschen eine solche archetypisch geprägte Relevanz?

Der Akt des Suchens ist ein Ur-geschehen, dessen Symbolwert eine interkulturelle und lebensprägende Bedeutung besitzt. Mit dem Urakt des Suchens nach dem Körper der Mutter tritt das Verlangen nach Bindung in einer äußerst intensiven Weise zutage. Zugleich wird damit das Dialogische, das In-Beziehung-Treten zur Welt geboren. Seine Bindungsangebote sind unabweisbar und fordernd, sie sind axiomatisch zwingend. Das Dialogische offenbart sich als ein inniges Verflochtensein mit dem Leben. Das Dialogische ist Weltbezug, ist transitiv, aus dem es daher kein Zurück mehr gibt! Im ersten Suchen des kleinen Kindes vollzieht sich symbolisch für die spätere Persönlichkeitsentwicklung jener Schritt in das Leben, in ein unabänderliches Gebundensein an das Dialogische, das niemals wieder abgewehrt oder gar aufgehoben werden kann. Für gehemmte Menschen jedoch, die sich im nahezu täglichen Kampf mit ihren Mindergefühlen befinden, mag das Erleben der dialogischen Herausforderung eine starke psychische Belastung sein.

Mit dem In-Beziehung-Treten zu den Angeboten des Lebens offenbart sich auch das Menschsein als etwas Erfahrbares, als etwas Sinnfälliges und Sinnhaftes. So meint auch der Philosoph Josef Pieper seine Überlegung, „es sei dem Menschen eigentümlich, zugleich der Einpassung in die 'Umwelt' zu bedürfen und auf 'Welt', auf die Totalität des Seienden ausgerichtet zu sein...“(2) Durch die Einpassung in die Welt wird die menschliche Persönlichkeit zu ihrer Wesenhaftigkeit geführt. Sie tritt in die Interaktion mit allem Geschaffenen ein.

Der jüdische Philosoph Martin Buber kommt in seinem Buch „Das dialogische Prinzip“ auf diese Wesensbeziehung schlechthin zu sprechen, die allem dialogischen Sein innewohnt. Buber schreibt: „Zu allen Zeiten wohl ist geahnt worden, dass die gegenseitige Wesensbeziehung zwischen zwei Wesen eine Urchance des Seins bedeutet, und zwar eine, die dadurch in die Erscheinung trat, dass es den Menschen gibt. Und auch dies ist immer wieder geahnt worden, dass der Mensch eben damit, dass er in die Wesensbeziehung eingeht, als Mensch offenbar wird, ja dass er erst damit und dadurch zu der ihm vorbehaltenen gültigen Teilnahme am Sein gelangt, daß also das Du-Sagen des Ich im Ursprung alles einzelnen Menschwerdens steht.“(3)

An dieses Du knüpft Balthasar Staehelin mit seinem zeitgenössisch einladenden und reflektierenden Buchtitel „Die Welt als Du“ an. In seinen Betrachtungen aus der Medizinpsychologie beschreibt er eine Wirklichkeitsanalyse, die das Menschsein als Ausdruck des Dialogischen in der Welt begreift und ihm, dem Menschhaften, mit all seiner unbehaglichen Ambivalenz begegnet. (4)

Vor allem aber scheint mir eine wortgeschichtliche Überlegung zum Dialogischen hier besonders bedeutsam zu sein. Denn die Etymologie des „Dialogischen“ weist uns einen ebenso wertvollen Erkenntnisweg zu einem weiteren Begriffsverständnis wie es der eben zitierte entwicklungspsychologische Ansatz nach René A. Spitz uns mitteilt. Den wichtigsten Zugang bietet die altgriechische Präposition „diá“. Ihr zunächst nur unscheinbar wirkendes Profil wächst zu einer semantischen Größe heran, deren geistiger Kern erst im philosophisch-psychologischen Beziehungsfeld seine wahre Würdigung findet. „Diá“ bedeutet zum einen „durch, hindurch“, zum anderen aber auch „zwischen, dazwischen“. Es liegt wohl nahe, beim Auftauchen von „diá“ an „Dialog“, „Dialekt“ oder „Dialektik“ zu denken. In diesen Wortverbindungen spiegelt sich gewiß das kommunikative Geschehen des Alltags wider.

Gerade im „diálogos“, dem Gespräch, der Unterredung, wird ja das menschliche Miteinander intensiv erlebbar. Doch ich will mit meinem heutigen Anliegen über das Zwiegespräch, über die Wechselrede als kommunikative Engführung hinausgehen. Wenn ich im „Dialogischen“ das substantivierte Adjektiv gewählt habe, so deshalb, weil mir das erweiterte Verständnis, eben das Dualistische unseres Daseins am Herzen liegt.

Die innere Qualität des Dialogischen überschreitet gleichsam die semantische Grenze, die eine nur vordergründige Definition von „Dialog“ setzen könnte.

Mit dieser Grenzüberschreitung öffnen sich für das elementare Daseinsverständnis mehrere Dimensionen, die ich später berühren will. Um es anders zu sagen: Mit dem Dialogischen meine ich hier eine Urform, ein Urbild des Seienden, das sich unter verschiedenen Lebensbedingungen manifestiert. Gerne lehne ich mich hier noch einmal an Martin Buber an, der das „dialogische Prinzip“ als die kommunikative Ur-Prägung unseres Daseins beschreibt.

Das philosophisch-psychologische Signal, das vom „diá“ als dem Zwischen oder Dazwischen ausgeht, habe ich zum Anlaß genommen, das existentielle Grundmuster unseres Lebens als ein Dazwischensein, als ein Hindurchwirken zu verstehen. Denn unser Leben verläuft im Dazwischen, mag sich der Einzelne auch noch so sehr dagegen wehren und sich ihm zu entwinden versuchen. Unser Menschsein ist von Herausforderungen, von Spannungsfeldern durchwirkt, von deren Bewältigung oder Auflösung der Lebensverlauf bestimmt wird.

Im Dialogischen also wird der Umgang der menschlichen Persönlichkeit mit den Erscheinungsformen des Lebens, vor allem seines eigenen Lebens, erkennbar.

Das Dialogische auferlegt ihm, – und darin besteht ein Lebensauftrag an den Einzelnen – sich mit der eigenen Persönlichkeit und mit seinen Mitmenschen auseinanderzusetzen. Einige dieser Verpflichtungen will ich etwas näher anschauen.

1. Die Pflicht zur Selbsterkenntnis

Die apollinisch-delphische Ermahnung, sich um Selbsterkenntnis zu bemühen, das weise Wort „gnothi seautón“ der Antike, hat bis heute nichts von seiner philosophischen Tiefe verloren. Mag es manchem Zeitgenossen auch als „Sozialklimbim“ erscheinen, wie sich vor längerer Zeit ein Vorstandsvorsitzender eines bekannten Konzerns herablassend ausdrückte. Entsprechend erschüttert ist auch die Vertrauensbeziehung seines beruflichen Umfeldes zu ihm. Ich habe bei dieser Aussage an die Bergpredigt gedacht, in der die Metapher gezeichnet ist, dass „ein kranker Baum nur kranke Früchte hervorbringen“ könne. Den Weg der Selbsterkenntnis zu gehen, fällt oft schwer, vor allem, wenn ihm eine krisenhafte Phase vorausgegangen ist. Dennoch folgt er einem metaphysisch festgelegten Plan.

Warum nun ist die Selbsterkenntnis ein so wichtiger Schritt in den Daseinsbezug?

Selbsterkenntnis bedeutet zunächst einmal, im Sinne meines Themas, in eine dialogische Beziehung zu sich selbst zu treten, auch wenn diese Begegnung erst monologisch in einem inneren Dialogismus mit sich selbst geschieht. „Erforsche also, meine Seele, dein Leben in täglicher Zwiesprache. Gib sorgsam darauf acht, wie weit du Nutzen und wie weit du Schaden nimmst; welcher Art du in deiner Gesittung, wie du in deinen Neigungen bist; wie sehr du Gott ähnlich und wie du ihm unähnlich bist, wie nah und wie fern. Stets bedenke, dass du weit lobenswerter und besser bist, wenn du dich selbst erkennst, als wenn du dich vernachlässigst und den Lauf der Sterne, die Wirkkraft der Kräuter, die Veranlagung der Menschen, die Natur der Tiere erkennst und die Wissenschaft aller himmlischen und irdischen Dinge besähest.“

Gib dich also dir selbst zurück, und wenn nicht immer, so doch wenigstens bisweilen. Beherrsche deine Neigungen, lenke deine Taten, berichtige deine Schritte.“(5)
Immerhin sind diese Reflexionen des Kirchenlehrers Bonaventura (1217 – 1274) im 13. Jahrhundert geschrieben worden und dürfen wohl als geradezu zeitlose Anliegen eines Seelenführers interpretiert werden, der sich über die Selbsterkenntnis Gedanken macht. Zahlreiche Philosophen bezeichnen die Selbsterkenntnis als aller Weisheit Anfang. Sie beginnt mit dem Wissen um die Zuordnung des Einzelnen in dieser Welt. In seiner lebendigen Wahrnehmungsfähigkeit begreift der Mensch auch seine Einmaligkeit, seinen persönlichen Wert und seine Eigenwürde.

Im psychischen Prozeß seiner Individuation, in dem das kleine Kind etwa mit dem zweiten Lebensjahr zum ersten Mal „Ich“ sagt, präsentiert das Dialogische auch sein sprachliches Debüt. Es erkennt, dass das Einverleibtsein in das weltliche Beziehungsfeld keine biographisch stückhafte Teilhabe ist, sondern ein Lebensbund, den es durch seine Geburt – wenn auch zunächst unfreiwillig – geschlossen hat. Aus dem unfreiwilligen Eintreten in die Welt entwickelt sich recht bald ein freudiger Lustgewinn. Mit ihm und dem Heranreifen seines Lebensgefühles wird künftig die emotionale Selbstwahrnehmung zum Gradmesser seines Befindens werden.

Die Pflicht zur Selbsterkenntnis löst bei manchen Führenden der Gegenwart helles Erstaunen aus. Auch bei mir, wenn ich so manchen Zeitgenossen sagen höre, er habe eine Firmen- oder Führungs*philosophie* entwickelt. Das geistig Unalltägliche ist hier zu einem routinierten Muster eines bequemen Lebensstils verkommen. Ich empfinde es beinahe als eine Perversion des doch weithin unbescholtenen Begriffes „Philosophie“, ihn in die Niederungen einer profanen Führungstechnik zu zerren. Das Methodische wirkt ohnehin oftmals entpersönlichend, vor allem, wenn es etwa auf die angewandte Philosophie, die Ethik, übertragen wird. Deshalb erlaube ich mir in den Gesprächen mit Führungskräften die Frage, ob sie sich im Klaren darüber seien, welchen edlen Anspruch sie mit ihrer sogenannten Führungsphilosophie erhoben hätten, das echte Anliegen der Philosophie aber selbst kaum verwirklicht. Philosophie habe nicht nur etwas zu tun mit dem Bestreben, den Sinn der Welt, gegebenenfalls eines Wirtschaftsunternehmens, zu erforschen, sondern sie strebe im Hinblick auf unser Menschsein vor allem den Weg der Selbsterkenntnis an. Insofern wirken nach meiner Beobachtung die Führungsleitbilder zahlreicher Unternehmen oftmals hohl und schablonenhaft, häufig gar inflationär plagiiert, weil sie die persönlichen Akzente eines reflektierten Menschenbildes vermissen lassen. Wer dagegen als Führender auch seine persönliche Sinnfrage überzeugend beantworten kann, darf mit der freiwilligen Akzeptanz der Geführten rechnen. Ein Solcher führt aus seinem Innenleben heraus, aus einer höheren Bewusstseinshaltung, von der sein Geist erfüllt ist.

Der philosophisch geprägte Mensch ist ein Erkennender, der das Erkannte durch sein Handeln Realität werden lässt. Deshalb sei einmal ein Blick auf die Beziehung zwischen Führen und Selbsterkenntnis geworfen. Mein Führungsverständnis geht von einer ethisch-psychologischen Grundbewertung aus. Danach ist ein Führender stets eine Persönlichkeit, die Einfluß auf Andere nimmt. Weil Führen aber eine Einflussnahme ist, besteht die Gefahr, dass der Einflussnehmende bei einer unzureichenden eigenen Persönlichkeitsbildung anderen Menschen sittlichen oder seelischen Schaden zufügt. Im Prozeß ihrer kontinuierlichen Persönlichkeitsentwicklung mögen Führende, zu denen ja ebenso die Bezugspersonen eines Kindes gehören, deshalb erfahren haben, welches Profil ihre Persönlichkeit charakterisiert. So lautet der eherne Grundsatz meiner Führungsethik: Wer Andere führen will, möge gelernt haben, sich selbst zu führen!

Sich selbst führen zu können, setzt allerdings ein fundiertes Wissen, also ein Erkannthaben der eigenen Wesensprägung voraus.

Wer bereit ist, sich mit seiner Persönlichkeit zu beschäftigen, hat ein Selbstbegreifen entwickelt, das ihn auch für die Anliegen seiner Mitmenschen geöffnet sein lässt.

Wie wollen wir sonst die emotionale Dimension des Verbs „verstehen“ deuten, wenn nicht mit der empathischen Bereitschaft für die psychische Not von Geführten?

Einen bedeutenden Nachweis für dieses Wissen erbringen jene Führende, die auch bereit sind, mit den Geführten über sich selbst zu sprechen. Damit ist ein fundamentaler Akt der Vertrauensbildung vollzogen. Das sollte unter anderem ein bedeutendes Ziel von Mitarbeitergesprächen sein. Führende dagegen, die erkennbar in rationale Muster fliehen, sind vermutlich von Angst besetzt und ergehen sich in Abwehrhaltungen.

Die antiken Philosophen lehren uns, dass es in Wahrheit nur zwei Wege zur Selbsterkenntnis gebe: die Beobachtung des eigenen Handelns und die Wirkung des Einzelnen auf sein soziales Feld. Durch seine Handlungsweisen gibt sich ein Mensch zu erkennen, vor allem durch seine Entscheidungsfähigkeit. Im Entscheidenkönnen vollendet sich das Handeln. Unentschiedene und unentschlossene Menschen tragen oftmals eine seelische Last mit sich, die ihren Leidensdruck bis in das Unerträgliche steigert. Die Angst vor Entscheidungen liegt nicht selten in einer Angst vor Bindung begründet. Dauerhaft ist es auch nicht möglich, die Entscheidungsschwäche durch noch so exzellente intelligente Abwehrstrategien zu kompensieren. Hier erweist sich – so absonderlich es klingen mag – die Lebenskrise als Helferin. Sie bewegt das menschliche Verhalten zur *Metánoia* hin, zu einem Umdenken, aus dem ein neues Daseinsverständnis erwachsen kann.

Zu diesem besonnenen Umdenken – einem wohl ewig gültigen Postulat – ermahnt auch Seneca seinen geistigen Freund Lucilius. Im 20. seiner „Moralischen Briefe“ erinnert er an die wichtige Aufgabe der Philosophie, nämlich: die Menschen das Handeln zu lehren. Mit der Betrachtung des eigenen Handelns aber möge eine selbstkritische Haltung einhergehen. Seneca schreibt: „Handeln lehrt die Philosophie, nicht reden, und dies verlangt sie, dass jeder nach seinem eigenen Grundsatz lebe, dass das Leben nicht zur Rede im Widerspruch stehe oder gar zu sich selbst, dass der Farbton aller Handlungen einheitlich sei. Das ist die wichtigste Aufgabe der Weisheit und ihr sicherstes Merkmal, dass Handlungen mit Worten harmonieren, dass jeder überall sich selbst treu und immer derselbe bleibe...Beobachte Dich daher, ob etwa Deine Kleidung und Dein Haus nicht zueinander passen, ob Du gegen Dich großzügig bist, gegen die Deinen jedoch kleinlich, ob Deine Mahlzeiten anspruchslos, Deine Bauten aber verschwenderisch sind. Nimm Dir einmal eine Richtschnur, nach der Du leben sollst, und richte danach Dein ganzes Leben aus!“⁽⁶⁾

Das soziale Beziehungsfeld schließlich bildet den weiteren Erlebnisraum für die Selbsterkenntnis der menschlichen Persönlichkeit. Der Mensch als ein immer auch soziales Wesen vermag sich aus dem Ineinander, aus dem eingewohnten Miteinander nicht zu entfernen. Sein Eingefügtsein in das Angebot des Alltäglichen bietet ihm auch die Chance, seine persönlichen Eigenarten aus dem Blick des Anderen bewertet zu bekommen, sich somit selbst zu begreifen. Das ernsthaft erworbene Wissen um die eigene Wirkung hilft, dem Interagieren neue Akzente zu verleihen. In vielen hierarchischen Führungsbeziehungen allerdings ist das Interesse der Führenden an ihrem Fremdbild noch nicht hinreichend gewachsen. Vor allem bei jenen Führenden nicht, die ihre hierarchisch verliehene Autorität als Status definieren. Sie verbreiten schon durch ihr Auftreten eine Atmosphäre des Unnahbaren, des Unkalkulierbaren. Es bedarf schon jenes kindlichen Mutes, der uns in dem Märchen „Des Kaisers neue Kleider“ begegnet, um einem Führenden die nackte Wahrheit zu sagen. Wie aber will ein Führender die emotionalen Anliegen eines Mitarbeiters erfassen, wenn er zu sich selbst nur eine oberflächliche Beziehung kennt, seinem Innenleben nur

geringe Aufmerksamkeit widmet? Eine unreife und seelisch schwache Persönlichkeit geht härter und distanzierter mit Anderen um.

Einsicht aber wirkt lebensverändernd, vor allem dann, wenn sie nach manch schwerem konflikthaften Erleben gewonnen wurde.

2. Der Umgang mit Gefühlen

Auf dem vorjährigen Kongress der Arbeitsmediziner und Betriebsärzte wurde auch über Lebensgefühle am Arbeitsplatz diskutiert. Neben den orthopädischen und ergonomischen Bedingungen für den berufstätigen Menschen, stand vor allem die Psychohygiene der Arbeitswelt im Mittelpunkt der kritischen Überlegungen. Viele der anwesenden Ärzte beklagten, dass die Leitenden eines Unternehmens der Erhaltung der seelischen Gesundheit der arbeitenden Personen noch zu wenig Verständnis entgegenbrächten. Vielmehr prägte das rational Zweckdienliche, das Gewinnbringende als Kernmotiv die Bewusstseinshaltung des Managements. Längst hat ja die berufliche Welt begonnen – so beobachte ich in der Begleitung zahlreicher Führender – einen großen Teil des Lebensgefühls und damit auch der Lebensgestaltung zu beherrschen. Ihr Anspruch wird immer begehrender, aufdringlicher, totaler, ihr Eingriff in die persönliche Sphäre immer unabweisbarer. Partnerschaften, Ehen und Familien zerbrechen unter der Last ihrer unbearbeiteten, weil unausgesprochenen Konfliktthemen. Nach wie vor aber gilt die therapeutisch zwingende Maxime:
Was verändert werden soll, muß Sprache werden!

Die Managementliteratur ist voll von Empfehlungen für ein harmonisches Miteinander in der privaten und beruflichen Lebenswelt. Von emotionaler Kompetenz ist in den Ratgeber-Handbüchern die Rede, wohl deshalb, weil sie zu selten in den Interaktionen der Führenden erkennbar wird. Heißt Führungsphilosophie, will sie ernst genommen werden, nicht auch, die Arbeitswelt zu transzendieren und zu emotionalisieren? Wie schlimm klingt die Bemerkung einer Gruppe von Mitarbeitern über einen ihrer Top-Manager – „wenn der im Sommer über den Hof geht, frieren sowieso die Pfützen!“ Emotionale Kompetenz aber kann man nicht einfach trainieren! Gefühle müssen erlebt, durchlebt, ja gegebenenfalls durchlitten werden. Ohnehin gilt weiterhin die Grunderfahrung, dass ein Mensch nur ändern kann, was ihm bewußt geworden ist und was er von seinem Gefühl her akzeptieren kann. Im gegenwärtigen gesellschaftlichen Leben wird mehr das Fassadenhafte kultiviert als das Offensein für Gefühle und Empfindungen. Wer sich auf die Flucht vor seinen Gefühlen begeben hat, der sucht auch ständig nach intellektuellen Verstecken, hinter denen er sich verbergen kann. Noch immer gilt jener als psychisch stark, der sich als der Unempfindliche und Coole präsentiert. Solche Alltagshelden blockieren ihre persönliche Weiterentwicklung. Als seelisch reif aber bezeichnen Psychoanalyse und Ethik einen Menschen, der sich mit seiner Lebensthematik und damit mit seiner Lebensrealität auseinandergesetzt hat.

Wie könnte das dialogische Selbstverständnis des Lebens direkter und in seinen Erwartungen an uns unnachgiebiger auftreten als in der erfüllten Berührung mit dem Innen und Außen unseres Hierseins? Wie anders könnten wir die Tiefe unseres Erlebens beschreiben als durch eine verinnerlichte Sprache, in der unser Hingebensein an alles Liebgewordene aufblüht?

Wie sollten wir das Lachen und Weinen unserer Kinder begreifen, wenn nicht durch die emotionale Nähe, die uns bedrängt, uns für ihre Bedürfnisse zu öffnen?

Die menschliche Persönlichkeit verkörpert geradezu in ihrer emotionalen Beschaffenheit den universalen Schöpfungsakt, der sie in ihr Dasein gerufen hat. Es ist kein spekulatives Werden, das den Menschen gebildet hat, sondern das Wollen einer autonomen Instanz, die ihr uneingeschränktes Ja zu unserem Dasein bekundet hat.

Die Gefühle wohnen archaisch im Menschen und er wohnt auf ewig gebunden in ihnen. Die spirituell begnadete Philosophin Edith Stein beschreibt es so: „In seinem Inneren *fühlt* der Mensch, wie er geartet ist und wie er sich jeweils ‚befindet‘ oder ‚gestimmt‘ ist. Im Innern ist also der Sitz des *Gefühlslebens*. Aber das Gefühlsleben ist nicht auf innere Gefühlszuständlichkeiten und Stimmungen beschränkt. Der Geist geht nicht nur erkennend und wollend, sondern auch fühlend aus sich heraus. Das Fühlen steht, bedingt und bedingend, zwischen dem verstandesmäßigen Erkennen und dem Wollen.“(7)

Die menschliche Persönlichkeit nimmt sich letztlich nur durch ihre Gefühle wahr. Ihre Beziehungswelt ist emotional geprägt, Sympathie und Antipathie, Wohlwollen und Abneigung lösen in ihr Freude oder Unlust aus; am Gegensatz aber entzündet sich das Leben und treibt uns in das Spontane, sogar das emotional Unvorhersehbare. Zur ersten Stufe der emotionalen Entwicklung eines Kindes gehört daher, gelernt zu haben, sich selbst zu fühlen, um sein Reagieren zu verstehen. Ein Mensch wird so mit sich vertraut und findet seine Identität. Damit ist auch ein bestimmtes Maß an Selbstliebe verknüpft. Wer erfahren hat, Gefühle zuzulassen, durfte sich auch in diese Bindung an sich selbst einlassen. Es ist lebens-notwendig, dass unsere Kinder einen Menschen kennen, den sie lieben können und dürfen. Auch davon hängt die spätere Entwicklung ihrer Liebesfähigkeit ab. Eine gestörte Persönlichkeit hingegen ist jener, der nur geliebt werden will, aber selbst kein Liebender sein möchte. Im Liebenkönnen findet das Dialogische zu seinem Ur-Grund und zu seiner Daseinsbestimmung zurück.

Der Umgang mit Gefühlen meint zuerst die Reflexion über die eigene Persönlichkeit, über das eigene Befinden. Dies scheint zwar eine profane Aussage zu sein, die Bereitschaft aber zu dieser Selbstbegegnung ist doch bei vielen Menschen rudimentär geblieben.

Woran liegt das?

Es mögen mehrere Gründe dafür angeführt werden, weshalb sich Menschen emotional nicht für sich selbst interessieren. Gegenwärtig sehe ich eine kollektive Sinnkrise als wesentliche Ursache für die Verflachung gegenüber dem Gefühlsgeschehen an. Dem ökologischen Bewußtsein werden zahlreiche Appelle gewidmet. Wie aber steht es mit der innerpersönlichen Neugestaltung? Auf welchen Wegen wird der Zerstörung der menschlichen Innenwelt entgegengewirkt? Spricht nicht die Suizidforschung ein geradezu tragisches Urteil über die seelische Verkrüppelung und Entwurzelung vieler, indem sie uns mitteilt, dass in Deutschland alle 47 Minuten ein Mensch durch Selbsttötung stirbt?

Unter diesen aus dem Leben Geschiedenen befinden sich mehr und mehr junge Menschen im Alter zwischen 18 und 30 Jahren. Wo der Sinnmangel den Lebensbezug eines Menschen ins Wanken gebracht hat, dort ist sein Wertgefüge in ein Chaos gestürzt. Ich zitiere dazu einmal einige Gedanken von Hildegund Fischle-Carl: „Die Seele erkrankt nicht nur durch Triebverdrängung, sie erkrankt auch durch Gefühlsverdrängung, das heißt durch Mangel an Wert- und Sinnbefriedigung. C. G. Jung definierte einmal die Neurose als eine Störung der Seele, die ihren Sinn nicht gefunden hat...Sinn wird zwar mit Hilfe des Denkens zu erfassen gesucht, doch gibt es Sinnerfahrung niemals über das reine Denken ohne das *Sinnerlebnis*. Dies bedeutet letztlich Sinn-Fühlen, von Sinnbezügen angesprochen, von Sinnzusammenhängen ergriffen werden. Der Mensch ist aber für Sinnerlebnisse disponiert. Er erkrankt an Sinnmangel. Sinngeborgenheit ist für einen großen Teil unseres Tuns und Erlebens bewusst oder unbewusst von großer Bedeutung.“(8)

Im Handlungsauftrag des Lebens an den Einzelnen ist zugleich das Sinnangebot unterbreitet. Es ist das versteckte Aufgerufensein, das Sinnstiftende im Handeln zu erkennen

und zu begreifen, dass sich Gefühle nur durch Handeln ändern lassen. Zwar mag das Wissen um die Ursachen einer psychischen Belastung vorübergehend beruhigen; heilen kann das Wissen aber niemals! Um zu einer seelischen Genesung zu gelangen, sind Leistungs- und Gestaltungswille notwendig.

In beide aber ist der ganze Mensch einbezogen und nicht sein intellektuelles Wissen allein. „Heilung geschieht von innen“ (Balthasar Staehelin), aus dem Wesensgrund der Persönlichkeit heraus. Dies erfahren zu haben, lässt einen Menschen mit Belastendem souveräner und zuversichtlicher umgehen.

3. Transzendentes Bezogensein

Was aber ist es, das die Heilung im Inneren bewirkt? Nun, es gehört wohl zum wesensimmanent Dialogischen unseres Seinsbezuges, uns auch mit dem Numinosen, dem zunächst nicht Ergründbaren und Uerkannten als Teil unserer Lebenswirklichkeit zu befassen. Dauerhaft kann weder ein infantiler noch ein subtil lauender Rationalismus das Erlebenwollen von etwas Übermächtigem im Wesensinneren der menschlichen Persönlichkeit verdrängen. Verdrängte Inhalte bleiben ja ohnehin unentwickelt, unintegriert und brechen oftmals in überraschender Weise in die Alltäglichkeit ein. Das Rationale, das an der Verdrängungsarbeit eifrig mitwirkt, ist in seinem dualistischen Kampf mit der Gefühlswelt dauerhaft unterlegen, weil es keine wirklich ernsthaften Bindungsangebote bereithalten kann. Das Transzendente aber bindet einen Menschen. Das menschliche Wesen ist archetypisch stets auf Gebundensein – woran auch immer – angelegt und angewiesen. Im Stadium der Abhängigkeit übrigens findet die Bindung ihre dilemmatische, oft pathologische Ausformung. Pathologische Abhängigkeit als Zerrbild von Bindung zerstört jegliche autonome Entwicklung.

Werden psychische Prozesse, also auch der Wunsch nach Transzendente, abgewehrt, so finden sie sich häufiger als fanatisierte und extreme Haltungen wieder. Wer z. B. in seinem religiösen Bestreben durch dogmatische Intentionen fehlgeleitet wurde, neigt später nicht selten zu Intoleranz und Fanatismus. Alles Unterentwickelte aber, das nach einer geordneten und harmonischen Verwirklichung drängt, löst mit seiner psychischen Dynamik einen emotionalen Erlebnisswunsch aus.

Oftmals verhindern die narzißtischen Allmachtsphantasien des menschlichen Bemächtigungstrebens den Schritt in das metaphysisch Uerkannte. Den Zeiten, in denen das Transzendente negiert wird, gehen meistens Enttäuschungen oder intensivere psychische Erschütterungen voraus. Bisherige Erfahrungen mit dem nicht Fassbaren, Hintergründigen, werden dann als untauglich empfunden.

Die raschen Reaktionen, die das heutige Leben einfordert, verhindern es oftmals, der eigentlichen Sinn- und Bedeutungsfrage nachzugehen. Die Inflation von permanent Mitgeteiltem erstickt geradezu den Aufbruch zu persönlicher Selbstwahrnehmung. Erst wenn der heutige Mensch die Grenze des durch Sinnlichkeit und stereotyper Konversation eingeschlossenen Denkens überschreitet, öffnet sich ihm das Tor zu einer anderen Wirklichkeit. So könnte es sein, dass er eine höhere Berufung verspürt, die seiner bisher geglaubten Daseinsbestimmung einen neuen Wert verleiht. In der Meditation und Kontemplation wird diese neue Werterfahrung geschenkt. Der indische Philosoph Jiddu Krishnamurti bezeichnet es so: „Meditation befreit das Denken von seinen eigenen Gedanken in allen seinen Schichten. Der Gedanke selbst erschafft den Denker. Der Denker ist von seinem Gedanken nicht zu trennen, Denker und Gedanke sind also ein und dasselbe und nicht zwei verschiedene Erscheinungen.“

Reißt man sie auseinander, dann sind Irrtum und Illusion die unvermeidlichen Folgen. Der Meditierende ist die Meditation. In diesem Einssein ist der Geist einsam und wird nicht einsam **gemacht**, ist er still und wird nicht still **gemacht**. Wer in diesem Sinne einsam ist, findet zu dem, was keine Ursache hat, nur ihm wird wahre Glückseligkeit zuteil.“(9)

In ähnlicher Weise begreift auch Karl Jaspers dieses Geschehen, der die Transzendenz einmal als ein Überschreiten der Grenzen der jeweils materiellen Weltgegebenheiten bezeichnet hat, so dass darüber hinaus etwas erahnt wird. Daher dürfen wir wohl Transzendenz auch als das Angebot zu einer Grenzüberschreitung auffassen, zu einem unbegreiflichen Sein hin, das sich jenseits der Erfahrung des gegenständlich Greifbaren befindet. In seiner Schrift „Über das Sein und das Wesen“ sagt Thomas von Aquin: „Das Sein nämlich, das Gott ist, hat die Grundeigentümlichkeit an sich, dass keinerlei Hinzufügung zu ihm je statthaben kann; daher ist es ein durch seine eigene Reinheit von jedem anderen Sein unterschiedenes Sein.“ Und weiter: „Vielmehr besitzt er alle Vollkommenheiten, die in sämtlichen Gattungen des Seins angetroffen werden.“(10)

Das Unvollkommene des Menschseins und die Vollkommenheit des Übernatürlichen stehen in einer unveränderbaren Korrelation zueinander. Darin aber wartet auch eine Sehnsucht nach Annäherung, wenigstens nach Ergriffenwerden.

Wie ist es sonst zu erklären, dass in einer Zeit vorwiegend rationaler Systeme, permanenter Strukturierungen und Umorganisationen das Bedürfnis nach Schweigen, Stille und spiritueller Rekreation steigt? So mancher Manager nimmt nach einem Aufenthalt hinter Klostermauern einen persönlichen Paradigmenwechsel vor, sobald er sich auf die tiefe Versenkung in sein Wesensinneres eingelassen hat. Das Wissen um das Transzendente bewahrt vor einem Persönlichkeitszerfall.

Mit der seelischen Bereitschaft, sich ergreifen, sich von einer metaphysischen Kraft begeistern zu lassen, wächst auch die spirituelle Identität im persönlichen Inneren. Mit dieser Identität schwinden mögliche Stimmungstörungen, weil das empfundene schützende Begleitetsein, das Getragensein im Leben, die eigene Wesensmitte stärkt.

Worin nun besteht dieses Behütetsein in der Wesensmitte? Wenn das transzendente Bezogensein gefühlt werden soll – und es kann nur durch das fühlende Erkennen geschehen – dann manifestiert es sich im Gefühl des Urvertrauens. Die Wesensmitte ist der „emotionale Ort“, an dem das Urvertrauen ruht. Balthasar Staehelin, der sich als Psychiater und Psychoanalytiker besonders mit der Beziehung zwischen Urvertrauen und psychosomatischem Befinden beschäftigt hat, sagt: „Wo das Urvertrauen eines Menschen geschädigt oder zerstört wird, kommt es in seiner ersten Alltagswirklichkeit oft zu schweren Angstzuständen und in deren Gefolge zu psychopathologischen und somatischen Krankheitssymptomen und sekundären Abwehrmechanismen. Gelingt es, das Urvertrauen wieder zu finden und neu zu festigen, verschwinden die krankhaften Beschwerden häufig wieder.“(11) Ähnlich, wenn auch zu rigoros, äußert sich der Neofreudianer Erik Erikson, der zur Entstehung des Urvertrauens meint: „Zum ersten Lebensjahr gehört der Erwerb des Urvertrauens, der, wenn es scheitert, lebenslang ein Urmisstrauen hinterlassen kann.“(12)

So ganz mag ich mich nach vierzigjähriger ethisch-analytischer Begegnung mit der menschlichen Persönlichkeit der Auffassung Eriksons nicht anschließen. Ich kenne Lebensläufe, die trotz erheblicher seelischer Erschütterungen in der Kindheit psychisch stabile, realitätsorientierte und konfliktfähige Persönlichkeiten hervorgebracht haben. Ich erlaube mir daher, die ursprüngliche Definition von Urvertrauen – nämlich ein Geborgensein in einem tiefsten Inneren – zu erweitern. Urvertrauen heißt somit: das Überzeugtsein vom Sinn des eigenen Daseins! Zu diesem Daseinsverständnis gelangen Menschen zwar oftmals erst nach Wendeerlebnissen und Wertverschiebungen;

dennoch erfüllt sich auch in ihnen die therapeutische Funktion des Phänomens Krise, nämlich ein neues Lebensverständnis zu initiieren.

Die Fähigkeit des menschlichen Bewußtseins, sich dem Transzendenten anzunähern, charakterisiert es in seiner spirituellen Einmaligkeit. Es ist das würdevolle Überschreiten eines Horizontes, das dem Selbstsein des Menschen ein demutsvolles und zugleich edles äußeres und geistiges Erscheinungsbild gibt. Sich in einer inneren Beziehung zum Übernatürlichen zu fühlen, verleiht dem Selbstwertgefühl, dem Selbstverhältnis die Gewissheit eines bedingungslosen Angenommenseins. Häufiger wird diese bedingungslose Akzeptanz auch als Liebe bezeichnet. Das Bedingungslose aber ist eine Eigenschaft des transzendenten Waltens.

Ich möchte mit einem Gedicht aus dem Frühwerk Rainer Maria Rilkes schließen:

„Das ist die Sehnsucht: wohnen im Gewoge und keine Heimat haben in der Zeit.
Und das sind Wünsche: leise Dialoge täglicher Stunden mit der Ewigkeit.
Und das ist Leben. Bis aus einem Gestern die einsamste von allen Stunden steigt,
die, anders lächelnd als die andern Schwestern, dem Ewigen entgegenschweigt.“ (13)

Ich wünsche uns Allen, das Dialogische in Zeit und Ewigkeit als ein tiefes Einssein mit allem Geschaffenen zu erfahren.

Anmerkungen:

- (1) - Spitz, René A.: „Nein und Ja – Die Ursprünge der menschlichen Kommunikation“, Ernst Klett Verlag Stuttgart 1970, S. 75
- (2) - Pieper, Josef: „Was heißt Philosophieren?“, Johannes Verlag Einsiedeln, Freiburg 2003, S. 57
- (3) - Buber, Martin: „Das dialogische Prinzip“, Verlag Lambert Schneider GmbH, Heidelberg 1973, S. 301
- (4) - Staehelin, Balthasar: „Die Welt als Du“, Theologischer Verlag Zürich, 1971
- (5) - Bonaventura: „Soliloquium – Alleingespräch“, Kösel Verlag München 1958, S. 25
- (6) - Seneca, L. Annaeus: „Epistulae morales ad Lucilium – Briefe an Lucilius über Ethik“, 2. Buch, Lateinisch/Deutsch, Philipp Reclam jun. Stuttgart 1982, 20. Brief, Vers 2- 4
- (7) - Stein, Edith: „Im verschlossenen Garten der Seele“, Herder Verlag, Bd. 1359, Freiburg 1987, S. 84
- (8) - Fischle-Carl, Hildegund: „Fühlen was Leben ist“, Stuttgart, Berlin: Kreuz Verlag, 1977, S. 149
- (9) - Krishnamurti, Jiddu: „Ideal und Wirklichkeit – Gedanken zum Leben“, Humata Verlag Harold S. Blume, Bern o. J., S. 186 - 187
- (10) - Thomas von Aquin: „Über das Sein und das Wesen“, Deutsch-Lateinische Ausgabe Wissenschaftliche Buchgesellschaft Darmstadt 1980, S. 53 u. 54
- (11) - Staehelin, Balthasar: „Der finale Mensch – Therapie für Materialisten“, Theologischer Verlag, Zürich 1976, S. 63
- (12) - Zitiert nach Willi, Jürg: „Wendepunkte im Lebenslauf“, Klett-Cotta Stuttgart 2007, S. 143
- (13) - Rilke, Rainer Maria: „Gedichte 1895 – 1910“, Insel Verlag 1996, Band 1, S. 64